Die Sprache

nach

M. Carrière und Anderen.

Vortrag,

gehalten zu Norden im December 1864

von

J. ten Doornkaat-Koolman.

Zweite Auflage.



Bremen, 1871.
Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
U. L. Fr. Kirchhof No. 4.



Die Sprache

nach

M. Carrière und Anderen.

Vortrag,

gehalten zu Norden im December 1864

von

J. ten Doornkaat-Koolman.

Zweite Auflage.



Bremen, 1871.
Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
U. L. Fr. Kirchhof No. 4.



Die Sprache.

Zu allen Zeiten hat die Frage nach dem Ursprung der Sprache die Geister tief bewegt, denn sowohl Glaube als Wissenschaft sind innig mit ihr verknüpft und beide haben gemeinsam das grösste Interesse an der Lösung dieser Frage. Autorität der Bibel, Abstammung der verschiedenen Völker, Entstehung der mannichfachen Dialekte und Sprachen, alles hängt mit ihr zusammen. Während auf der einen Seite der Glaube sie dadurch zu lösen suchte, dass er auf Grund der Bibel die Sprache als ein Geschenk Gottes nahm, dem Menschen bei seiner Erschaffung gleich fertig bescheeret, betonte andererseits die Vernunft ausschliesslich die Freiheit des Menschen, und zog daraus den Schluss, dass die Sprache nur seines Willens Schöpfung, und nach gemeinsamer Uebereinkunft die Benennung eines jeden Gegenstandes von ihm festgestellt sei. Dass jedoch beide Annahmen unhaltbar sind, werden wir später sehen, wenn erst das Wesen der Sprache näher erörtert ist. Zugleich wird sich dann aber auch zeigen, dass sie ebensowohl ein Gewordenes und Entwickeltes ist, wie die Organisationen der sichtbaren Welt, und dass in

ihrem Werden und Entfalten dieselben Gesetze einer ewigen Vernunft walten, die wir überall dem aufmerksamen Forscher sich offenbaren sehen. Aus einfachem Keime entstanden, hat die Sprache sich im Laufe der Zeiten nur langsam und allmählig zu dem mächtigen Baum entwickelt, in dessen Schatten alle Völker der Erde ruhen, und die Segnungen einer Cultur geniessen, deren Anfang uns keine Geschichte erzählt.

Dass wir Menschen mit einander reden, uns gegenseitig unsere Gedanken und Empfindungen durch Worte mittheilen und offenbaren können, erscheint dem denkenden Menschen als ein fast unbegreifliches Wunder. Unbewusst, unwillkührlich und dunkel regt sich im Innern der Brust eine Idee, die der Geist sich dadurch klar zu machen sucht, dass er sie in Worte fasst und verlautbart. Durch den Willen wird das Gehirn bestimmt, die Sprachwerkzeuge in Bewegung zu setzen; die Töne entströmen der Brust, und durch die Bildung derselben zu bestimmten Lauten und Worten, wird so zu sagen die Idee körperlich gestaltet, uns selbst klar und auch Andern fassbar und begreiflich gemacht. Der geistige Verkehr der Menschen unter sich ist allein hierdurch bedingt, und wäre uns von Gott nicht die Gabe verliehen, das Sprechen zu erlernen und die erlernte Sprache nach dem jeweiligen Bedürfnisse weiter auszubilden und reicher zu gestalten, so würde auch der menschliche Geist sich nicht haben entfalten können, nicht die reichen Blüthen getrieben haben, die jetzt in Kunst und Wissenschaft das Leben verschönern und veredeln; ja! — die allein unser Leben zu einem geistigen, von dem Leben der Thiere wirklich verschiedenen machen.

Als durch die zuerst entstandenen Pflanzen und

Thiere die Vorbedingungen der menschlichen Existenz geschaffen waren, erschien zuletzt der Mensch, die Krone der irdischen Schöpfung. Weil aber er nach Gottes Rath die Erde beherrschen, sich zu einem höhern Leben entwickeln sollte, empfing er zugleich den Geist, aus dem dieses allein entkeimen konnte. Dass jedoch dieser sich entfaltete und zu dem herrlichen Leben erblühte, zu dem wir ihn jetzt schon entwickelt sehen, dazu bedurfte es noch eines Vermittlers in der Sprache. Durch die dem Menschen von Gott verliehenen Sprachwerkzeuge war nun zwar die Möglichkeit des Sprechens gegeben, und obgleich in ihnen somit die Naturbestimmtheit des Menschen zum Sprechen ausgedrückt lag, so musste doch dieses selbst, wie ja überhaupt jede Thätigkeit, die über die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinausgeht, erst mühsam erlernt werden. Was aber dem Menschen dabei zu Hülfe kam, und ihn schon früh zum Sprechen führte, das waren zwei ihm angeborene Triebe. Der erste besteht in dem Trieb und Drang seines Innern, um auf jede empfindliche Einwirkung von aussen durch eine entsprechende Gegenbewegung zu antworten; der zweite aber in seinem Nachahmungstrieb. Der Trieb und Drang seines innerlichen Lebens veranlasst ihn unwillkührlich, durch eine entsprechende Muskelbewegung eine schmerzliche Störung zu entfernen; durch eine Geberde seine angenehmen oder unangenehmen Empfindungen zu äussern; oder auch, diese durch einen plötzlichen Laut oder Aufschrei zu offenbaren. Ohne seinen Willen, fast unbewusst wird dieser Laut vermittelst eines Luftstroms, aus der Brust durch den Mund hervorgepresst, und so der Aussenwelt ein Vorgang seines innerlichen Lebens unwillkührlich mitgetheilt. Sobald nun aber ein solcher

Empfindungslaut wiederholt an das Ohr seines Mitmenschen schlägt, findet derselbe um so leichter einen Wiederhall und ein Verständniss, als auch in diesem, wegen der gleichen Organisation, dieselben Gefühle sich regen; auch bei ihm in ähnlichen Fällen die inneren Wahrnehmungen ganz in derselben Weise zu Tage treten. In diesen lautlichen Gefühlsäusserungen oder Interjectionen nun liegt der erste Anfang des gegenseitigen Verständnisses, der menschlichen Sprache. Sowie nun aber durch die Bezeichnung der gleichen Gefühle und Empfindungen mit gegenseitig verstandenen Ausrufen und Lauten eine Mittheilung des innerlichen Seelenlebens zwischen den Menschen möglich wurde, so führte auch der allen gemeinsam angeborne Nachahmungstrieb bald zu weiteren Resultaten des gegenseitigen Verständnisses. Das Brüllen des Löwen und Meckern der Ziege; — das Bellen des Hundes und Miauen der Katze; — das Krähen des Hahnes und Flöten der Nachtigall; — das Rauschen des Waldes und Fliessen des Wassers; — das Säuseln des Windes und Brausen des Sturmes; — das Plätschern des Regens und Rollen des Donners; — alles regt ihn an und reizt ihn unwillkührlich, seine Stimme in der Nachahmung dieser verschiedenen Naturlaute zu versuchen, ähnliche Töne aus der Brust hervorzustossen. Zuerst absichtslos und unbewusst hervorgebracht, werden später diese Laute bei dem Sehen eines solchen Thiers, bei dem Hören dieser Töne wiederholt. Wie aber er damit zugleich eine Vorstellung der betreffenden Gegenstände verknüpfte und nothwendig in seiner Seele damit verbinden musste, so rief das wiederholte Hören eines solchen bekannten Lautes oder Tons in der Seele seines gleichorganisirten Mitmenschen auch bald die Vorstellung desselben Gegenstandes her-

vor, und es führten diese nachgeahmten Naturlaute bald dahin, dass die Menschen diese Gegenstände nun absichtlich und selbstbewusst damit bezeichneten. Zu den früheren Gefühlsäusserungen, den einfachen Lauten und Aufschreien, in denen als Interjectionen fast ausschliesslich Vocale herrschten, gesellten sich nun auch schon complicirtere Wörter, die nur mit Hülfe von Mitlautern oder Consonanten gebildet werden konnten. In beiden war aber das äussere Material des Worts, der Sprache gegeben, und wenn sie auch zuerst nur zur Bildung einsylbiger, kurzer Wörter führten, so werden wir doch später sehen, dass diese primitiven Elemente es sind, aus denen später unser ganzes Sprachgebäude sich entwickelt und entfaltet hat.

Bevor ich nun in meinen Deductionen weiter gehe, sei es mir vergönnt, Ihre Aufmerksamkeit für einen Augenblick auf das vorher Erörterte zurückzulenken, damit wir uns das, was wir bis soweit in der Menschheit hervortreten sahen, nochmals recht lebendig wieder vergegenwärtigen.

Wie wir gesehen haben, waren dies vier Verschiedenheiten, die wir in nachstehenden kurzen Sätzen zusammenfassen können:

1) sinnliche Eindrücke der Aussenwelt;
2) geistige Regungen des inneren Lebens; sowie
3) die Anschauung beider im eigenen, selbstständigen Gedanken der Seele; und endlich
4) das äussere Material des Worts.

In der Ineinsbildung und Verschmelzung alles dieses zur Einheit des Worts in seiner vollsten Bedeutung; des Worts, in dem ein Tonbild den Gedanken sinnlich wahrnehmbar reproducirt, besteht nun das Wesen der Sprache. Eine That des Menschen, ein Werk seiner

Einbildungskraft erscheint sie zwar so, doch entflossen dem göttlichen Willen. Im Menschen und durch den Menschen geworden, entsteht in der Sprache eine Vermittlung zwischen der Aussenwelt und dem Geiste, eine Gedankenwelt in Worten, die das Wesen des menschlichen Geistes zur Entfaltung bringt, und die Natur abspiegelt, wie sie in der fühlenden Seele aufblüht und erscheint.

Die Sprache, entstanden, schreitet bald weiter in ihrer Entwickelung fort, ohne jedoch die naturgemässe Bahn zu verlassen. Als ein Werk der Einbildungskraft, der Phantasie, regt sie diese zu lebhafterer Thätigkeit an, und weil auch das Geistige im Wort eine entsprechende Naturform findet, so belebt sie auch das geistige Wesen des Menschen zu innigerer Theilnahme an die ihn umgebende Welt. Das Interesse an ihr wird lebendiger, ein grösserer Gedankenreichthum in seiner Seele erweckt. Um aber diese Gedanken zu ordnen, sich und andern klar und verständlich zu machen, schreitet er nothwendig zur Satzbildung vor, als einziges Mittel, eine grössere Gedankenreihe zu versinnlichen. Dies geschieht so, dass zuerst die einzelnen Wörter zusammenhanglos neben einander gestellt, ohne inneres Band an einander gereiht werden, wie wir es oft bei Kindern hören. Nachdem aber später einzelne Denker das Wesen der Dinge tiefer erfassen, die verschiedenen Eigenschaften derselben erkennen, und die Beziehungen derselben zu- und aufeinander ihnen verständlich werden, tragen sie ihr geistiges Gepräge auch bald der noch kindlichen Sprache auf. Der todte Stoff der noch unverbundenen Worte wird vom Verbum belebt, diesem Worte schlechthin, das nur aus der geistig erkannten, verschiedenartigen Wesenheit der Dinge geboren werden konnte.

Denn wie das Wesen der Dinge dem Menschen nur dadurch verständlich wird, dass er zwischen den Eigenschaften und ihrem Träger, zwischen den Gegenständen und ihrem Thun und Leiden unterscheidet, so ist in der Sprache diese geistig empfundene und gemachte Unterscheidung nur durch das Zeitwort zu versinnlichen. Dass daher das Zeitwort als das eigentliche Hauptwort des Satzes betrachtet werden muss, und eine hervorragende Stelle in der Sprache einnimmt, ist nicht zu bestreiten. Mit Recht heisst es deshalb im Lateinischen Verbum, das Wort schlechthin. Die Thätigkeit der Dinge zwar allein ist es, die einen Eindruck auf uns macht und von ihrer Thätigkeit aus sind auch wohl die meisten Sprachwurzeln gebildet. Aber Thun und Leiden muss als solches in der Bewegung, und damit die Wechselwirkung der Dinge aufeinander ausgedrückt werden, wenn die Sprache ein Bild der wirklichen Welt gewähren soll. Daher sagt W. v. Humboldt auch mit Recht, dass das Verbum allein der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt ist, wogegen alle übrigen Wörter nur als todt daliegender, noch zu verbindender Stoff angesehen werden kann. Durch einen und denselben synthetischen Act knüpft es durch das Sein das Prädikat mit dem Subjekt zusammen; allein so, dass das Sein, welches mit dem energischen Prädikat in ein Handeln übergeht, dem Subjekt selbst beigelegt und somit zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht blos den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz selbst ist es, der einschlägt; man bringt nicht hlos den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken mag, verlässt durch das Verbum

seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über. Bestimmter begrenzt aber Carrière solches dahin, dass dies nur recht eigentlich alles vom flectirten Verbum gilt, was damit zusammenhängt, dass der Geist zwischen sich und den andern Persönlichkeiten, und den Dingen unterscheidet, dass er diese Unterschiede durch ich, du, er, wir, ihr, sie bestimmt und diesen Formen des Pronomens nun auch die Formen des Verbums gemäss macht.

Sowie nun das Verbum der Sprache erst rechtes Leben giebt und den Satz in seiner Vollkommenheit zu bilden gestattet, so wirken vor und nach auch noch andere Faktoren auf die Ausbildung und Vervollkommnung der Sprache ein. Die Forderung des Wohllauts strebt ihre äussere Formvollendung an, und je nachdem der Schönheitssinn im Menschen lebendiger wird, und mehr und mehr in der Sprache waltet, wird auch die Wortbildung eine reichere, vollkommnere. Uebellautende oder schwer auszusprechende Buchstaben werden entfernt und durch andere ersetzt, oder die Wörter durch Versetzung der einzelnen Buchstaben so umgeformt, dass sie dem Ohre angenehmer, wohllautender klingen. Dann aber offenbart die Sprache auch die Gefühlszustände der Seele, und Ton und Laut verkünden in der Artikulation und Modulation des Worts das innere Leben des Gemüths. Das ausdrucksvoll gesprochene Wort, die unwillkührliche Modulation der Stimme führen so zur Poesie und Musik, und es werden auch diese, das menschliche Leben so reich und heiter gestaltenden Künste aus der Sprache geboren.

Betrachten wir die Sprache auf dieser Entwicklungsstufe, so lässt es sich nicht verkennen, dass sie nun bereits als ein Wesen voll innerlichen Lebens, als

ein geisterfüllter Organismus vor uns steht, der die sinnliche Welt mit der geistigen verbindet. Aus kleinen Anfängen entstanden, hat sie sich nach und nach zu einem kräftigen Baum entfaltet, der in jugendlicher Kraft und strotzender Fülle schon die herrlichsten Früchte trägt. Denn wie mit der ausgebildeten Sprache dem Menschen zugleich ein Verständniss der Dinge aufgegangen, das Walten eines höhern Geistes, einer sittlichen Weltordnung klar geworden ist, so lernt er nun auch erst seine eigenen Gefühle, sein inneres Leben selbst verstehen, und die Welt der Erscheinungen, von ihm geistig erkannt und erfasst, auch andern deuten und erklären.

Dass aber alles Organische nicht durch Zusammensetzung fertiger Bestandtheile, sondern durch Entfaltung des einfachen Keimes, durch Scheidung und Vereintbleiben wird und wächst, ist eine allbekannte Thatsache. Für die Auffassung der Sprache als eines Organismus ist daher nothwendig festzuhalten, dass bei dem Menschengeschlecht in seiner Kindheit das Sprechen damit beginnt, dass die Reaction seines Innern gegen die Eindrücke der Aussenwelt zur Bildung einfacher Laute und Worte führt, die zwar noch ein sehr unorganisches Gepräge haben, doch aber den Keim einer organischen Gestaltung in sich tragen. Wie wir es auch noch bei den Kindern sehen, vertritt dieses einfache Wort zuerst den Satz und es ist nur dadurch möglich, in ihm eine Idee auszudrücken, dass der noch nicht vorhandene Satz durch Geberde, Betonung ersetzt und vervollständigt wird. Aus mehreren zusammenhanglos aneinander gereihten Wörtern, in dem sich aber schon eine ganze Gedankenreihe verkörpert, wird dann die Bildung des Satzes vorbereitet. Und endlich entsteht dadurch der

vollkommne Satz, dass das Wesen der Dinge richtig verstanden, im Verbum ihre gegenseitige Beziehung zu einander klar dargestellt wird. Sobald nun aber dies geschehen, und zwischen den Eigenschaften und ihrem Träger, zwischen jedem Thun und Leiden eine bewusste Unterscheidung gemacht und im Zeitwort ausgedrückt wird, tritt auch die Sprache in ein anderes, höheres Stadium der Entwicklung ein, das sich von ihrem früheren unvollkommenen Zustande, wie das selbstbewusste geistige Leben des Menschen, von dem mehr passiven Leben der Thiere und Pflanzen unterscheidet.

Immer nämlich würden die einzelnen Theile des Satzes nur äusserlich nebeneinander liegen, statt innerlich sich zu durchdringen, und organisch zu verschmelzen, wenn die Unterschiede der Person, der Einheit und der Vielheit, des Thuns und Leidens wieder nur durch besondere Wörter ausgedrückt würden. Ursprünglich war dies der Fall und es bezeichnet dieser Zustand noch die Stufe des Unorganischen in der Sprache. Sobald aber alles dieses den Wörtern selbst angesetzt wurde, war es ein Anderes geworden. Da erscheint nun das Wort als ein Organismus, wie eine Pflanze, die aus Wurzel oder Stamm, mit innerer Kraft nach Massgabe der Einwirkung die sie erfährt, Sprossen und Laub hervortreibt. Die Beziehung, in welcher die Wörter zu einander stehen, wird nun an ihnen selbst gesetzt, und das Zeitwort richtet sich nach dem Subjekt und regiert das Objekt. Nun ist in der lebendigen Rede durch die Flexion die Einheit in der Mannichfaltigkeit vorhanden, in der Form der einzelnen Redetheile ihre gegenseitige Beziehung zu einander ausgeprägt. Eins ist vom Andern abhängig und bedingt zugleich dessen Stellung und Form, und sie alle erscheinen wie die innerlich verbundenen

Theile eines Organismus. So ist in Wahrheit jetzt erst die Sprache der organische Ausdruck des Geistes und treu spiegelt sie die geordnete und lebendige Aussenwelt in der Seele wieder. Welch ein Grosses liegt aber darin, dass der Unterschied des Geschlechts auf alle Gegenstände übertragen wird; dass sie dadurch in der Auffassung lebendig sind, dass im Worte ausgedrückt ist, ob die Sache mehr thätig oder empfangend, mehr machtvoll oder milde, mehr der männlichen oder weiblichen Natur entsprechend, oder als neutral sich verhält. Die Tiefe des Gemüths, wie die Schöpferkraft der Phantasie spiegeln sich gleichmässig darin. Ueberhaupt, dieselbe göttliche Vernunft, die in der Natur und im menschlichen Denken waltet, und beiden ihr Gesetz gegeben hat, waltet auch in der Sprache, und es ist die geistige Grösse des Menschen, die in ihr sich offenbart und kenntlich macht.

Fassen wir nun aber die Sprache als einen lebendigen Organismus auf, so sehen wir auch ein, wie sie über das Wollen und Vermögen des Einzelnen hinaus ein selbstständiges Dasein hat; dass der Einzelne in sie hineingeboren, von ihr das Material und Gepräge seines Denkens empfängt. Die Sprache muss zwar immer wieder von Individuen gesprochen, und der im Worte niedergelegte Gedanke wieder gedacht werden, wenn sie leben und wirklich sein soll, aber der Gedanke reproducirt doch nur ein bereits Vorhandenes. Und so mag wohl den Menschen ein Staunen ergreifen, wenn er das Wesen der Sprache erwägt, und leicht kann sie ihm als ein übermenschliches, unerklärbares Wunder erscheinen.

Das Räthsel, woher die Sprache stammt und wie sie den Menschen zu Theil geworden, steht freilich unlös-

bar da, wenn man auf der einen Seite den sprachlosen Menschen, auf der andern Seite als von ihm unabhängig die fertige Sprache voraussetzt. In der genetischen Betrachtung ihres Wesens jedoch, wie es hier versucht ist, wird zugleich ihre Entstehung und Entwicklung dargelegt. Beide früher berührte Annahmen aber erweisen sich deshalb als unstatthaft, weil unmöglich. Die eine betont ausschliesslich die Freiheit des Menschen; die Sprache ist seine Erfindung, mit bewusster Absicht kömmt man um des Verkehrs willen überein, bestimmte Dinge mit bestimmten Worten zu bezeichnen. Hier ist der Zusammenhang der Sprache mit der Natur des Menschen, der Ausgang vom Naturlaut eben so übersehen, wie ihre Nothwendigkeit für das Denken und seine Entwicklung selbst. Wie sollte man sich verständigen, mit bestimmten Worten bestimmte Gegenstände zu bezeichnen, wenn nicht Sprache oder Verständniss schon vorhanden waren? — Der Entschluss eine Sprache erfinden zu wollen, setzt in dieser Fassung schon Worte, er setzt ein Wissen vom Wesen der Sprache voraus; wer aber weiss was Sprache ist, der hat sie schon, der braucht sie nicht erst zu erfinden. Auch ist ja der Mensch der Gesetze der Sprache sich anfänglich nicht bewusst, sondern er lernt sie erst durch grammatische Studien kennen. Den Einzelnen, der mit bewusster Absicht in das Leben der Sprache eingreifen will, sehen wir fast immer scheitern; sie ist so sehr Ausdruck des Gemeinsinns, dass alles Willkührliche und Individuelle schon deshalb unstatthaft ist, weil sie verstanden sein will, weil also was des einen ist, auch des andern sein muss; sie lässt sich nicht meistern, sie ist ein fortschreitender Organismus, wir tragen zu ihrem Werden und Wachsen unwillkührlich bei und erst der Neuzeit ist es gelungen, die Entwicklungsgesetze zu

finden, die den Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende in der Sprachbildung beherrschen.

Das weist nun allerdings über den Menschen hinaus und so ging die andere Annahme bezüglich des Ursprungs der Sprache dahin, dass sie dem Menschen von Gott fertig bescheert, ihm als Angebinde in die Wiege gelegt sei. Hier setzt man aber den sprachlosen Menschen und die fertige Sprache voraus. Aber was sollte er mit ihr machen, wie sollte er sie aufnehmen, verstehen und handhaben? — Worte sind Ausdrücke für Begriffe, sind Tonbilder für Anschauungsbilder; sie sind ein leerer Schall, so lange nicht auch zugleich der Begriff gedacht, die Anschauung aus äusseren Eindrücken entworfen und beides mit ihnen verbunden ist. So musste also Gott dem Menschen zugleich mit der Sprache der Welterfahrung, die Ideen gegeben haben. Aber alle geistige Gabe ist eine Aufgabe; wir müssen sie uns aneignen, sie uns erarbeiten, sie verwirklichen. Einen Gedanken haben wir nur, wenn wir ihn selbst denken; das ist seine Natur und seine Wesenheit. Kein Anderer kann uns ihn in den Kopf stecken; der Andere kann uns nur anregen, dass wir den Gedanken in uns hervorbringen, dass wir mit ihm auch das Wort für denselben erzeugen. Als Gott die Freiheit des Menschen wollte, hat er selber die Offenbarung des Gedankens, seiner Macht und Thätigkeit an unser Mitwirken gebunden. Gedanke und Worte sind nur wirklich als das Werk und die That geistiger Wirksamkeit, alles Denken ist Selbstdenken. Und was das Verständniss der Dinge, die Welterfahrung angeht, so kann der Mensch auch die nicht geschenkt bekommen und schon Behrisch sagte zu dem jungen Goethe: „Erfahrung ist, dass man erfahrend erfährt, worin die Erfahrung der Erfahrenen besteht“. So wenig als der noch

verständniss- und gedankenlose Mensch mit der fertigen Sprache etwas anfangen könnte, weil sie für ihn gar nicht Sprache ist, weil ihm der Sinn fehlt, der den Laut zum Worte stempelt, so wenig kann Gott sie ihm geschaffen haben, weil er das Begriffswidrige und Denkunmögliche weder will noch thut. Bei Gott ist freilich kein Ding unmöglich, wohl aber jedes Unding, und das Urwesen ist nicht Grund des Unwesens. Den Menschen mit einer ausgebildeten Sprache schaffen, hiesse ihn zugleich mit der Cultur schaffen, die schon ihrem Begriffe nach nichts Gegebenes, nichts Ursprüngliches ist, sondern ein Werk der Geschichte, der zeitlichen Entwicklung. So ist nun die Sprache dem Menschen weder geschenkt noch anerschaffen, denn im Wesen der Sprache liegt, dass sie verstanden sein will; verstehen aber ist selbtthätiges Erzeugen, Gedanke und Wort sind untrennbar.

Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache haben wir aus dem Wesen der Sprache selbst zu lösen versucht und die unserer Auffassung entgegenstehenden Annahmen durch Vernunftgründe widerlegt. Jetzt wollen wir dazu übergehen, die Resultate der Sprachforschung darzulegen. Sehen werden wir dann, in wie weit diese unsere Auffassung stützen und ob überhaupt die mit ihrer Hülfe gewonnene tiefere Einsicht in das Wesen und Wachsen der Sprache mit derselben in Einklang steht. Von allen Sprachforschern aber, die sich je mit der Erklärung ihres Ursprungs, dem Verständniss ihres Wesens und ihrer Entwicklungsgesetze befasst haben, steht unser Jacob Grimm als einer der Ersten oben an. Neben ihm haben aber auch ein Franz Bopp, Max Müller und Andere, Grosses in der vergleichenden Sprachforschung geleistet, und die ursprüngliche Einheit, sowie die spätere Entwicklung der verschiedenen Sprachen

aus einer Ursprache zu begründen und festzustellen versucht. Vertrauen wir deshalb ihrer Leitung uns an, und versuchen wir es, die Resultate ihrer Forschung, ihres Denkens hier in kurzen Umrissen wieder zu geben.

Das was alle Sprachforscher als den ersten Anfang, als die gemeinsamen Urelemente aller auf Erden gesprochenen Sprachen ansehen, sind die sogenannten Wurzeln oder radikalen Elemente, die nach der Zerlegung der Wörter in ihre einzelnen Bestandtheile, als nicht weiter zerlegbar zurückbleiben, und sich nicht auf eine einfachere oder ursprünglichere Form zurückführen lassen. Man unterscheidet ihrer dreierlei, und theilt sie ein, in primäre, secundäre und tertiäre Wurzeln. Die primitiven zeigen stets die grösste Einfachheit und tragen deutlich das Gepräge eines früheren Entstehens an sich, während die beiden andern Classen schon einer etwas weiter vorgeschrittenen Stufe der Sprachbildung anzugehören scheinen. Alle zusammen umfassen aber die Elemente, aus denen durch Zusammensetzung und verschiedenartige Composition die mannichfachsten Wörter gebildet sind. Da sie aber gerade für unsere Auffassung des Entstehens der menschlichen Sprache von der erheblichsten Wichtigkeit sind, so will ich alle drei Classen dieser Radikale hier vorführen.

Die primitiven Wurzeln bestehen entweder aus:

1) einem Vokal z. B. *i*, gehen; oder
2) einem Vokal und einem Consonanten, z. B. *ad*, essen; oder endlich
3) einem Consonanten und einem Vokal, z. B. *da*, geben.

Secundäre Wurzeln sind solche, welche aus einem Consonanten, einem Vokal und einem Consonanten beste-

hen, wie z. B. *tud,* stossen, in denen jedoch der erste oder der letzte Consonant Modificationen zulassen.

Tertiäre Wurzeln nennt man diejenigen, welche gebildet werden:

1) aus zwei Consonanten mit folgendem Vokal, z. B. *plu,* fliessen;
2) aus einem Vokal und zwei Consonanten, z. B. *ard,* verletzen;
3) aus zwei Consonanten, einem Vokal und einem Consonanten, z. B. *spás,* spähen; und endlich
4) aus zwei Consonanten, einem Vokal und zwei Consonanten, z. B. *spand,* zittern.

Die primitiven sind die wichtigsten in der ältesten Geschichte der Sprache. Weil aber ihre prädikative Macht, d. h. die Fähigkeit bestimmte Eigenschaften zu bezeichnen, im Allgemeinen einen zu unbestimmten Charakter hat, um den Zwecken des Gedankenaustausches zu dienen, so drängten sich bald die secundären und tertiären Wurzeln fast überall an ihre Stelle. Sodann lässt sich das Entstehen der Letztern auch vielleicht dadurch erklären, dass sie ursprünglich, wenigstens zum Theil, aus den primitiven Wurzeln hervorgegangen sind, und dass diesen die mehreren Consonanten nur zu dem Zweck, ihnen eine speciellere Bedeutung zu geben, angehängt wurden. Derartige Beispiele sind wenigstens schon ermittelt. So ist z. B. bei der tertiären Wurzel „spás“ nachgewiesen, dass sich anstatt dieser auch *pás* findet, und selbst dies *pás* ist von Pott noch wieder auf ein ursprünglicheres *as* zurückgeführt, so dass hier schon eine Bildung der tertiären Wurzel aus einer secundären, und dieser wieder aus der primären vorliegt.

Die Zahl der Wurzeln ist jedenfalls anfänglich nur gering gewesen, hat aber später beim Fortwachsen der

Sprache eine verhältnissmässig rasche Zunahme erfahren. Im Vergleich zu dem Wörterschatz der verschiedenen Sprachen ist indessen ihre Zahl auch jetzt noch immer nur als eine kleine anzusehen, da in keiner Sprache mehr als 500 gefunden werden. Mit diesen wenigen Elementen kömmt aber die Sprache nicht in Verlegenheit, Wörter für alle möglichen ihr zur Kenntniss kommenden Gegenstände und Dinge auszumünzen. So hat z. B. das Chinesische nur 450 Wurzeln. Obgleich es nun in ihm keine Composita und Derivata giebt, so haben doch die Chinesen durch Betonung, Verdoppelung, Umsetzung und Aneinanderreihung dieser wenigen Wurzeln einen Schatz von mehr als 40,000 Wörtern aufgehäuft. In den weiter vorgeschrittenen Sprachen der arischen und semitischen Völker findet man solcher Radikale auch nur 4—500, und fast wunderbar erscheint es, wie aus diesen wenigen materiellen Bestandtheilen ein so reichhaltiger, vollkommener, harmonisch gegliederter Organismus sich entwickeln konnte, als welcher unsere Sprache sich uns offenbart.

Dass aber die Sprache sich wirklich aus diesen einsylbigen Wurzeln entfaltet hat, und diese Urelemente die Baustoffe lieferten, aus denen unser ganzes gegenwärtiges, so unendlich complicirtes Sprachgebäude aufgeführt ist, stellte die Sprachforschung längst fest. Wörter aus den verschiedensten Sprachen sind vielfach schon wieder auf ihre ursprüngliche Wurzel zurück geführt, und wenn dies der Sprachforschung auch noch nicht bei allen hat gelingen wollen, so steht solches bei weiterer Ausbildung derselben doch unzweifelhaft zu erwarten. Um aber einen Begriff davon zu geben, wie aus einem derartigen Radikal die verschiedenartigsten Wörter und

Begriffsbezeichnungen hervorwachsen, sei es mir vergönnt, hier einige Beispiele anzuführen.

Die Wurzel *„ar"* hat im Sanskrit die Bedeutung pflügen, ackern. Von ihr leitet sich her das lat. ar-rare, das griech. *αρουν,* das irische ar, das litthauische ar-ti, das russische ora-ti, das gothische ar-jan, das angelsächs. er-jan, das moderne engl. to ear; alles mit derselben Bedeutung.

Sodann ist von derselben Wurzel abgeleitet der Name des Pfluges: lat. ara-trum, griech. *αροτρον,* böhmisch aradlo, litthauisch arklas, cornisch aradar, wallisisch arad, altnors. ardhr, und zwar hier mit der späteren Nebenbedeutung: Erwerb, Wohlstand, weil der Pflug ursprünglich für die Menschen das wichtigste Besitzstück war.

Die Handlung des Pflügens heisst im lat. aratio, im griech. *αρσις,* was wieder auf die Wurzel ar zurückweist. Als eine noch ursprünglichere Formation erscheint das griech. era, Erde; im Sanskrit irâ, im Althochd. ero, im Gälischen ire, irionn. Es bedeutete ursprünglich gepflügtes Land, nachher die Erde im Allgemeinen, wie auch unser: Erde, engl. earth, goth. airtha, angelsächs. eorthe, in derselben früheren Bedeutung aufzufassen ist.

Weil nun in jener früheren Zeit, wo die meisten unserer arischen Wörter entstanden, der Ackerbau die wichtigste Arbeit war, so lässt sich auch leicht begreifen, dass ein Wort, das zuerst nur auf jene specielle Art von Arbeit angewandt wurde, später für alle Arbeiten im Allgemeinen gebraucht ist. So haben denn unser Wort: Arbeit, das gothische arbaips, das altnors. erfidhi, das angelsächs. earfodh oder earfedhe und viele andere abgeleitete Wörter den Begriff des ackerns nie

gehabt, oder schon sehr früh verloren, obgleich sie sämmtlich ihre Wurzel in ar haben.

Ἄρουρα und arvum, geackertes, bestelltes Land, sind auch aus der Wurzel *ar* entstanden. Und wie nun das Pflügen nicht allein eine der frühesten Arten von Arbeiten war, sondern auch die ursprünglichste Kunst, so wird auch ars, artis, art ehemals jene Kunst der Künste bezeichnet haben; eine Kunst, welche dem Menschen zuerst von der Göttin der Weisheit gelehrt wurde. Im Althochd. und Angelsächs. bedeutet arunti und aerend einfach Werk, obwohl ursprünglich wohl nur allein das specielle Werk des Ackerbaus darunter verstanden ward.

Ar, pflügen, ist auch schon sehr früh auf die Schifffahrt, das Durchpflügen des Wassers, das Rudern übertragen. Man findet, dass das Sanskrit in dieser Weise von ar das Substantiv aritra, nicht in der Bedeutung Pflug, sondern Ruder herleitet Im Angelsächs. heisst ar Ruder, und im Engl. oar, und so haben auch die griech. Wörter *ἐρέτης* Ruderer, sowie *τριήρης*, dreirudriges Schiff, ihre Wurzel wieder in ar.

Ein Leichtes wäre es, aus den verschiedensten Sprachen hier der Wörter noch viele anzuführen, die aus „ar" hervorgegangen sind. Das Angeführte wird aber schon genügen, um anzudeuten, welchen Reichthum von Wörtern und Begriffsbezeichnungen die Sprache aus einem Radikal zu schaffen vermag. Die Schlussfolgerung jedoch, die uns bei der Wahrnehmung sich aufdrängt, dass in Raum und Zeit so weit von einander entfernte Völker dieselben Gegenstände und Begriffe mit denselben, oder doch fast ganz gleichlautenden Worten bezeichnen, hat eine noch viel grössere Tragweite. Sie lässt uns erkennen, dass ursprünglich ein inniger Zusammenhang zwischen ihnen bestanden haben muss, dass ein einheitliches

Band sie umschlingt, welches überall in ihrer Sprache zu Tage tritt, und selbst auf ihre früheste Lebensweise, ihre staatlichen Einrichtungen, ihre religiösen Anschauungen vor ihrer Trennung ein helles Licht zu werfen vermag.

Denn wie die Wurzel ar schon zu erkennen gab, dass der Ackerbau eine der ursprünglichsten Beschäftigungen des gemeinsamen Stammes der Arier war, so geben wieder andere Radikale und Wörter weiteren Aufschluss über die Zustände dieses Urvolks. So heisst go Kuh, und pa hat die Grundbedeutung: beschützen, erhalten. In der Zusammensetzung zu go-pa haben wir den Kuhhirten, sowie go-tra das Gehege bezeichnet, welches das Vieh einschliesst, damit es sich nicht verläuft. Beide Wörter lassen also das Bestehen der Viehzucht erkennen, welche neben dem Ackerbau eine der ursprünglichsten Beschäftigungen war. Im Sanskritwort duhitar, Melkerin, wird dies noch weiter bestätigt, und weil nun das Melken wahrscheinlich der Tochter des Hauses oblag, so wurde auch sie mit diesem Namen benannt. In duhitar haben wir nun wieder das griechische θυγάτηρ, das angelsächsische und englische daughter, das niederländische dogter, das schwedische und dänische döttrar, das altnorsische und isländische dättra und döhtra und unser deutsches Tochter, was den Ursprung dieser Benennungen aus dem Sanskrit ergiebt. Dann ist ferner aus pa, beschützen, erhalten, das Sanskritwort pitar entstanden, und wie es nun hier den Vater bezeichnet, der als Beschützer, Versorger und Erhalter der Familie dastand, so wird dieser Name für das Familien-Oberhaupt gleichfalls in allen verwandten Sprachen gefunden. Das griechische πατήρ, lateinische pater, das gothische und altnorsische fadar etc. zeigen dies deutlich an. Ferner

ergiebt sich aber auch noch hieraus, dass der altnorsische Urgott „Alfadur“, der vor der Entstehung ihrer späteren Mythologie als alleiniger Gott verehrt wurde, sowie unser Christlicher „Himmlischer Vater“ und der Name Gottes als „Allvater“ nach der ursprünglich sanskritischen Wortbedeutung als: Allbeschützer, Allerhalter, Beschützer und Erhalter der ganzen Welt aufgefasst werden muss.

Woher nun aber das lateinische Jupiter, das griechische *Ζευς*, als Namen ihrer höchsten Götter stammen, will ich hier auch noch in der Kürze nachweisen. Im Sanskrit findet sich die Wurzel div leuchten, die dem Sanskritwort Dyans, Gott, zu Grunde liegt, weil Gott wie das Licht rein, hehr und erhaben ist. Das indische Wort devas, das persische daeva (als Grundlage der ganzen späteren Dämonologie), das griechische *θεὸς* und *θεῖος*, das lateinische deus und divus, das litthauische diewas, das irländische tiu, sind sämmtlich auf jene Wurzel zurückgeführt, sowie auch das tivar der Edda, welches hier für Götter und Helden steht. Dann ist aber das ursprüngliche sanskritische dyans, als Name Gottes, in allmählicher lautlicher Umänderung auf die höchsten Götter der Griechen und Römer, sowie auf den Schlachtengott der Germanen übertragen. Der letztere heisst nordisch Tyr, altdeutsch Ziu, und wie nun das ursprüngliche t und d in der Lautveränderung zu Ds, Z oder Dj asperirt wurde, so ist das frühere äolische *Δεὺς* zu *Ζεὺς* geworden und Jupiter aus Dju-pater entstanden, wo dann wieder der Genitiv Jovis auf den umbrischen Namen Diovis deutet. Jupiter, Diespiter, *Ζεὺς πατὴρ*, und Diupati, Divaspati der Indier heisst somit Gottvater, Gottallerhalter. Dass aber die Urbewohner Indiens Gott nicht allein als den Allerhalter, sondern als den Erzeuger, die Quelle des Lebens auffassten, dafür bürgt uns

ein Vers der Rigveda, den ich hier zugleich mit den griechischen und lateinischen Ausdrücken gebe. Derselbe lautet wie folgt:

Dyans me pita ganita,
Ζεὺς εμου πατὴρ γενετήρ,
Deus mei pater genitor,

oder in deutscher Uebersetzung wörtlich: Gott mein Erhalter und Erzeuger.

Dass somit die Menschen schon in uralter Zeit einen umfassenden Begriff von der Allmacht und Güte Gottes hatten und ihn kannten als die Quelle des Lebens, als den Regierer und Erhalter des Alls, geht aus dem hier Angeführten hervor. Ob aber nicht sein Wesen ihnen auch schon in anderer Beziehung klar geworden? — ob sie nicht Heiligkeit, Wahrheit und Güte als untrennbare Eigenschaften Gottes erkannten? — ob sie ihn nicht auch schon als Geist verehrten? – Diese Fragen soll die vergleichende Sprachforschung uns gleichfalls beantworten. Bekannt ist „Ormuzd“ als der Name Gottes bei den Parsen oder Feueranbetern. Dies Ormuzd ist hervorgegangen aus einem ursprünglichen „Ahurô mazdao“ der Zendavesta, der heiligen Religionsschrift der alten Parsen. Von dem Gründer ihrer Religion, Zoroaster oder Zarathustra mit Einflechtung vieler älterer Bruchstücke von uralten Schriften verfasst, kömmt der Name Gottes in dieser Form auf jeder Seite der Zendavesta vor, und wird Gott hier als Weltenschöpfer und Herrscher, als heilig, wahr und gerecht dargestellt. Die eigentliche Bedeutung des Wortes Ahurô-mazdao ist jedoch nirgends angegeben, wie auch sein Entstehen überhaupt aus der Zendsprache nicht zu erklären ist. Nehmen wir aber das Sanskrit zu Hülfe, so geht uns sofort ein Licht darüber auf. Den Regeln gemäss, wel-

chen die Veränderungen der dem Zend und Sanskrit gemeinschaftlichen Wörter unterworfen sind, entspricht Ahurô mazdao den Formen Asuro medhas im Sanskrit, was in wörtlicher Uebersetzung heisst: weiser Geist, und uns zugleich den Beweis liefert, dass Gott schon in sehr alter Zeit, und jedenfalls vor dem Abzuge der Parsen aus der Urheimath, als ein geistiges Wesen in der Vorstellung der Menschen lebte.

Das Leben der Urzeit, die Culturstufe alter Völker kennen zu lernen, ist das Sanskrit besonders geeignet. Es führt uns in Zeiten zurück, die hinter dem Anfang der sicheren Geschichte liegen, und über die uns keine andere menschliche Urkunde Nachricht zu geben vermag. Dass aber vor seinem Entstehen schon eine Sprache bestand, die sich durch grössere Unvollkommenheit von ihm unterschied, einer mehr rückständigen Stufe der menschlichen Entwicklung angehörte, ist nicht zu bezweifeln. Sämmtliche Sprachforscher theilen hierüber einerlei Ansicht und reden von einer Periode, in der die Sprache noch mehr den Charakter des Unorganischen zeigte, wodurch sie sich von dem Sanskrit und Zend, den ägyptischen und chaldäischen und allen andern Sprachen der arisch-semitischen Völker kennbar unterscheidet.

In ähnlicher Weise wie Humboldt nimmt auch Max Müller drei Stufen der Sprachbildung an, die er als die der Familien-, der Nomaden- und der eigentlichen Volkssprachen bezeichnet. Die Stufe der Familiensprache ist diejenige, wo die Sprache noch im Entstehen begriffen war und nur einsylbige Wörter, kurze abgebrochene Sätze zur Bezeichnung der Gedanken hat. Die Nomadensprache geht schon einen Schritt weiter, und wenn sie auch noch ein unorganisches Gepräge

zeigt, so steht ihr doch schon ein reicher Wortvorrath zur Verfügung, der zu grösseren Sätzen verbunden, eine bessere Versinnlichung der Ideen zulässt. In der Volkssprache aber tritt erst die Flexion und zugleich eine organische Verbindung der einzelnen Wortbestandtheile sowohl, als auch der zum Satz verbundenen Wörter unter sich zu Tage, wie dies im Sanskrit und den verwandten Sprachen der Fall ist. Um indessen den Unterschied dieser drei Sprachstufen recht deutlich zu machen, müssen wir sie noch etwas näher charakterisiren.

In den ersten Zeiten ihres Entstehens lebten die Menschen wie eine grosse Familie zusammen und standen sich in ihren einzelnen Mitgliedern näher, als in späterer Zeit. Was im Familienleben zum gegenseitigen Verständniss genügt, reichte auch noch bei ihnen dazu aus. Vergegenwärtigen wir uns aber das Familienleben in seiner Wirklichkeit, so sehen wir, dass hier selbst das unvollkommne Wort, der artikulirte Laut des Kindes ein Verständniss findet; dass Betonung und Geberde erklären, ob es eine Sache verlangt, oder nur andeuten will, wo sie liegt. Und wie nun so ein unvollkommen gesprochenes Wort, ein artikulirter Laut, des Kindes Begehren verständlich macht, so brauchen wir überhaupt nur daran zu erinnern, dass Mann und Frau, Mutter und Tochter, Zelt- oder Hausgenossen in der Regel über häusliche und Familien-Angelegenheiten nicht viel Worte machen. Jeder versteht leicht und bald des Andern Wollen, die Rede braucht den Gedanken nur mehr anzudeuten, als dass sie ihn ausführt; besondere Betonungen, Familien-Accente regen im Hörer eine ganze Gedankenreihe an, und die begleitende Miene oder Geberde ersetzt die nähere lautliche Bezeichnung.

Wo aber der auszudrückende Gedanke noch vollständiger dargelegt, ein mehr verwickelter Ideengang zum Verständniss gebracht werden soll, da reicht es vollkommen aus, die Hauptbegriffe in einzelnen Worten hinzustellen, ohne dass es erforderlich ist, sie im vollständig entwickelten Satz zu verlautbaren. Wie nun aber alles dies charakteristische Merkmale einer Familiensprache sind, so ist die Sprache in ähnlicher Weise auch in den ersten Menschen-Familien gehandhabt, und nur dadurch schreitet sie in ihrer Entwicklung weiter, tritt sie in die zweite Stufe, die der Nomadensprache ein, dass ein im natürlichen Lauf der Dinge liegendes, schon früh eingetretenes Ereigniss auch ein vollkommneres Mittel des gegenseitigen Verständnisses bedingt.

Nachdem nämlich die ersten Menschen sich rasch vermehrt hatten, trat bald eine Trennung derselben in verschiedene Stämme, und mit dieser das Bedürfniss einer reicher ausgebildeten Sprache ein. Die Ideen durch einzelne Wörter, die kurze, abgebrochene Redeweise zu bezeichnen, reicht nicht mehr hin; die Familienaccente und Betonungen werden nicht mehr allgemein verstanden, und so will nothwendig der Gedanke in vollständigerer Redeweise besser versinnlicht, im reicher gestalteten Satze klar und deutlich dargelegt sein. Nominal- und Verbal-Wurzeln tauchen in der Sprache auf, und die Beziehung der Dinge auf- und zueinander wird durch den Wörtern angehängte Ausdrücke bezeichnet. Weil aber die Sprache nur in der Generation, nur im Gebrauch des Tages lebt, so bleibt der Wurzel noch stets ihre selbstständige Form und Abgeschlossenheit; und wie sie dem Wechsel nicht widersteht und nichts bewahren kann, was nicht beständig angewandt wird, so erklärt sich auch daraus, dass die Sprache eintönig

und regelmässig sein muss. Plötzliche Erhebungen einer Familie, einer Genossenschaft reissen bald diesen, bald jenen Stamm in eine andere Bahn und geben ihnen ihre besonderen Ausdrücke, so dass der gemeinsamen Worte in den verschiedenen Stämmen nur wenige bleiben. Neue Erscheinungen, unbekannte Gegenstände drängen sich ihrer Wahrnehmung auf, und je nach der Seite die diese ihnen zukehren, je nach dem Eindruck, den beide auf sie machen, findet jeder auch seine besonderen Ausdrücke für die Dinge. Daher denn auch das Erscheinen der vielen Dialekte nebeneinander und nacheinander, die überall in den Nomadensprachen emporgetaucht sind.

Die dritte Sprachstufe endlich, die der Volkssprachen, unterscheidet sich dadurch von den beiden vorhergehenden, dass die Flexion in der Sprache thätig wird und einen wuchernden Vorrath lebendiger und geregelter Ausdrücke für alle möglichen Beziehungen der Personen und Dinge aufeinander und zueinander erzeugt. Die Wurzeln werden nicht mehr in der früheren Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit erhalten, sondern verschwinden oft in den vielen zusammengesetzten und abgeleiteten Wörtern bis zur Unkenntlichkeit; und wie die Sprache jetzt auch wohllautender und abgerundeter in ihren Formen wird, so ist sie nun für Metrum und Poesie aufs Höchste geeignet. Was aber die Volkssprache noch ganz besonders kennzeichnet, das ist das Gepräge staatlicher Ordnung, der organische Zusammenhang ihres jeweiligen Bestandes und ihrer geschichtlichen Entwicklung, die darauf hinweisen, das wie der Staat sein geschriebenes Gesetz, die Sprache selbst ihre Niedersetzung in Schrift und Litteratur erhält.

In dem, was in dem Vorhergehenden über das We-

sen und Werden der Sprache mitgetheilt wurde, haben wir nun schon eine solche Reihe von Ergebnissen und Schlussfolgerungen gewonnen, dass ich allseitig ein genügendes Verständniss der hier aufgestellten Hypothese über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache voraussetzen darf. Meine letzte Aufgabe soll nun noch darin bestehen, dass ich im Zusammenhang mit dem Gang der Weltgeschichte ein Bild von der Entwicklung der Sprache zu entwerfen versuche.

Soweit die Geschichte Anhaltspunkte über die Abstammung und die ersten Wohnsitze des menschlichen Geschlechts zu geben vermag, weist sie auf die ursprüngliche Einheit desselben, und Hochasien als seine Wiege hin. Die Sprachforschung hat ganz dieselben Resultate ergeben und zugleich festgestellt, dass von diesem Sitz in Hochasien die Völkerwanderung begann, dass von hier aus alle Länder der Erde nach und nach bevölkert sind. Was nun aber die Urheimath einem jeden Volke bei seinem Abzuge bot, was dieser selbst an geistigen Gütern in Sprache und Cultur eignete, nur das konnten sie derselben entführen, um es auf fremden Boden überzupflanzen und es hier, je nach ihrer Individualität, je nach ihrem verschiedenen Wesen, auch verschieden zu verwenden, zu verwerthen. Der vorherschend conservative und praktische Sinn des Einen trachtete mehr nach des ererbten Gutes Erhaltung; des Andern unruhiger, unsteter Geist nach dem Neuen und Unbekannten; während des Dritten beschaulicher, tief ernster Sinn das eigentliche Wesen der Dinge, ihr Verhältniss zu ihm und der Welt zu ergründen suchte. Betrachten wir nun die Sprachen der verschiedenen Völker, so finden wir diese verschiedene Individualität der Völker überall in ihnen wieder, und es geben sie ein treues Bild, nicht allein der ihnen

eignenden Cultur, sondern auch ihres ganzen geistigen Wesens. Es prägt sich aber dies nicht so sehr in den materialen Elementen der Sprache aus, als vielmehr nur in ihrer formalen Gestaltung, die, aus äusserlich gleichartigen Wurzeln hervorgegangen und entwickelt, überall auch eine um so reichere und mannichfaltigere ist, je nachdem die Völker das eigentliche Wesen der Dinge tiefer erfassten, ihnen ein Verständniss der höhern Weltordnung offenbar geworden war.

Vergegenwärtigen wir uns nun den Zustand der Sprache auf ihrer ersten Entwicklungsstufe, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die erste Auswanderung vom gemeinsamen Ursitz eine östliche Richtung nahm; denn es ist China, das uns den charakteristischen Typus der ersten Sprachstufe zeigt. Das Familienhafte, Patriarchalische der Urzeit ist hier festgehalten, versteint, und die kurzen, einsylbigen Worte ihrer Sprache stehen ohne inneres Band nebeneinander da. Halbgesungen gesprochen, ersetzt die Betonung die lautliche Bezeichnung des Gedankens, der auch noch durch andere einfache Hülfsmittel angedeutet wird. Fast möchte man glauben, dass eine Genossenschaft, die auf den kühnen Geist, das unstete Wesen, den verschiedenen Sinn des verlassenen Bruderstammes nicht eingehen wollte, sich zuerst von der andern Menschheit trennte, und nun in steter Abgeschlossenheit, unberührt von dem Fortschritt der Geschichte, das ererbte Gut in ihrer individuellen Weise zu verwerthen suchte. Ihre ganze ausgezeichnete Verstandeskraft ist nur dazu verwandt, das anfängliche Besitzthum festzuhalten, und damit so klug und haushälterisch zu wirthschaften und fortzuarbeiten, wie nur möglich. Einsylbig, ohne Verbum und Flexion, ohne lautliche Formveränderung der Wurzeln sehen wir ihre

Sprache auch noch jetzt, und wie rückständig dieselbe ist, wie einfach die Mittel derselben sind, um die verschiedenen Ideen auszudrücken, mag folgendes Beispiel zeigen. „ngô“ heisst schlecht und „gin“ Mensch. Wo wir nun sagen „ein schlechter Mensch“, da sagt der Chinese „ngô gin“ oder wörtlich, „schlecht Mensch“, und wenn er den Gedanken „Der Mensch ist schlecht“ ausdrücken will, da setzt er die beiden Wörter einfach um, und sagt mit „gin ngô“ „Mensch schlecht“ dasselbe. Ganz wie ihre Vorfahren sie schon vor tausenden von Jahren besassen, besteht ihre Sprache dem eigentlichen Wesen nach, noch aus denselben primitiven Wörtern, und neue Ideen werden durch allerlei Behelfe versinnlicht, die in ihrer Combination und Vervielfältigung einen ungemeinen Scharfsinn verrathen.

Im schroffen Gegensatz zu den Chinesen steht eine andere Reihe von Stämmen, die sich erst später von dem gemeinsamen Grundstock der Menschheit trennen. Ohne inneren Zusammenhalt, sind sie nie zur menschlich freien, harmonischen Entwicklung gelangt. Einherschweifend, aufbrausend und wieder zusammen sinkend, als Eroberer zerstörend, nicht als Culturbegründer schaffend, greifen sie in die Geschichte ein. Treu der Beschäftigung ihrer Vorfahren, haussen sie auch jetzt noch meist als Nomaden in den weiten Steppen Asiens, und nur in einzelnen sesshaft gewordenen Stämmen offenbart sich ein Fortschritt zu höherer Cultur. Wie aber die Chinesen die Stufe der Familiensprache veranschaulichen, so finden wir bei ihnen den Charakter der Nomadensprache ausgeprägt. Lange Zeit vor dem Auftreten der Semiten und Arier zogen diese Stämme aus der Urheimath fort und noch immer bewahren sie den eigenthümlichen Sprachcharakter, der ihnen überall ein

von den semitisch-arischen Völkern so verschiedenes Gepräge giebt. Zur Unterscheidung von den Letzteren heissen sie jetzt Turanier, nach dem Vorgange Bunsen's, der diese Bezeichnung aus der persischen Heldensage des Firdusi entlehnte. Von den drei Söhnen Feridun's: Tur, Silim und Iri erscheinen die beiden Letzteren als die Stammväter der Semiten und Arier oder Iranier. Ueberall, wohin diese später kommen, finden sie schon Menschen, wilde Abkömmlinge von früheren Einwanderern, ursprünglich aus dem Urstamm abgezweigt. Dass aber alle diese Völker zu verschiedenen Zeiten sich getrennt, nicht unter einem gemeinsamen Stammesoberhaupt ihren Auszug antraten, beweisen ihre Sprachen. Obgleich sich sämmtlich im Aeussern ähnlich, und alle die Hauptzüge des nomadischen Sprachcharakters tragend, umschlingt sie doch nicht das einheitliche Band der semitischen und arischen Sprachfamilien, in denen überall dasselbe Gesetz und der gleiche Geist der Wortfügung waltet.

Für die Frage nach der Zeitfolge der Abtrennung der verschiedenen turanischen Stämme von dem gemeinsamen Grundstock der Menschheit scheint der geographische Abstand von China massgebend zu sein, wonach die in der grössten Entfernung von diesem Lande lebenden die Urheimath auch wohl am frühesten verlassen haben. In ihren Sprachen tritt dieses auch zu Tage, wenn man den verschiedenen Grad ihrer grammatischen Vollkommenheit mit der, dem Chinesischen eignenden Einsylbigkeit vergleicht.

Die turanischen Sprachen verfallen nach Max Müller in zwei Scheidungen oder Hauptabtheilungen und zwar in eine nördliche und eine südliche. Die nördliche umfasst: das Tungusische, das Mongolische, das Türkische oder Tatarische, das Finnische und das Samojedische.

Die südliche dagegen: das Tamulische (die Sprachen Dekhan's), das Bhotiya (die Dialekte Tibet's und Bhotan's), das Tai (die Dialekte Siam's) und das Malayische (die Dialekte der Malayen und Polynesier).

Der Vergleich aller dieser Sprachen unter sich ergiebt nun aber, dass das Finnische und Tamulische bei der zugleich grössten Entfernung von China, auch die reichste Ausbildung zeigen, und scheint somit dies die oben ausgesprochene Ansicht zu bestätigen. Dann weist aber ferner die in allen diesen Sprachen sich zeigende Verschiedenheit der Wörter und grammatischen Formen auch darauf hin, dass die Träger derselben sich schon sehr frühe auf die Wanderung begaben, dass dies zu einer Zeit geschah, als der Urheimath noch selbst die Culturstufe in der Sprache mangelte, der später die gemeinsamen Gesetze, Volkslieder und religiösen Dichtungen der Völker entsprossen sind. Wie nun aber das Fehlen dieser geistigen Erbgüter die Ungleichartigkeit der turanischen Sprachen erklärt, so spricht auch wieder ihre sonstige Aehnlichkeit für die gleiche Abstammung aller dieser Stämme, die sich gerade in dem, allen diesen Sprachen gemeinsamen Sprachcharakter offenbart.

Worin nun aber der gemeinsame Charakter der turanischen Sprachen besteht? — wodurch sie sich von denen der Arier und Semiten so auffallend unterscheiden? — dies will ich hier in der Kürze deutlich zu machen suchen. Die Sprachwissenschaft giebt hierfür zwei ganz charakteristische Merkmale an. Erstens tritt im Turanischen die Wurzel eines jeden Worts stets und bleibend im deutlichen Relief hervor, und wird dieselbe nie verdunkelt oder ganz absorbirt. In den arisch-semitischen Sprachen dagegen ist dies Letztere fast immer der Fall und hält es deshalb so schwer, die Wurzeln ihrer Wör-

ter wieder aufzufinden. Sodann findet sich zweitens im Turanischen die sogenannte Agglutination oder Anleimung (von „gluten“ Leim). Diese besteht darin, dass hier die Declinations- und Conjugations-Elemente, die als Propositionen und Pronomina den Haupt- und Zeitwörtern angehängt werden, nie organisch mit denselben zusammenwachsen. Stets als besondere Wortformen gefühlt, lassen sie sich immer wieder von solchen trennen, und ist es somit leicht, die zusammengesetzten Wörter in ihre früheren Bestandtheile zu zerlegen. Bei den Wörtern der arisch-semitischen Sprachen dagegen ist dies nicht möglich; denn alle derartige, den Haupt- und Zeitwörtern angehängte Elemente sind nach und nach ganz mit denselben verschmolzen, so dass daraus organisch verbundene, untrennbare Wörter entstanden, die durch spätern lautlichen Verfall sich so sehr veränderten, dass es nachher gar nicht mehr unterschieden werden konnte, was ursprünglich Wurzel oder modificatorisches Element war. Sehr treffend bezeichnet man daher auch diesen Unterschied als einen solchen, wie zwischen guter und schlechter Mosaik. Die arisch-semitischen Wörter erscheinen wie aus einem Stück gearbeitet, während die turanischen ganz deutlich die Fugen und Ritzen zeigen, wo die kleinen Steine zusammengekittet sind.

Nachdem die turanischen Stämme nach und nach geschieden waren, trat erst eine lange Zeit der Ruhe und des Friedens ein, bevor eine weitere Trennung des in der alten Heimath zurückgebliebenen Urstamms erfolgt. Wie aber der Friede allen Fortschritt fördert, nur im Frieden allein das geistige Leben der Völker gedeiht, so vollzieht sich auch innerhalb dieser Periode der grosse Entwicklungsprocess in der Sprache, in dem sie sich von der Stufe der Nomadensprache zur Stufe der Volkssprache

erhebt, sich schon zu einem fertigen grammatischen System entwickelt. Nun erst ist sie der vollkommene Träger des Gedankens, der organische Ausdruck des Geistes, der sein Erkennen der Dinge, seine Auffassung der Welt in einer Sprache zur Anschauung bringt, die für alle Verhältnisse des irdischen Lebens, für alle geistigen Begriffe das richtige Wort und den bezeichnenden Ausdruck zur Verfügung stellt. Dass aber mit dieser Vervollkommnung der Sprache auch die Civilisation rasch vorgeschritten ist, allerlei Künste und Wissenschaften sich entfaltet haben, ein geordnetes staatliches Leben im gemeinsamen Stamm der Arier und Semiten erblüht sein muss, schon ein höchstes Urwesen als Schöpfer der Welt und Inbegriff alles Seins verehrt worden ist; — dies alles darf mit Sicherheit vorausgesetzt werden, ist auch bereits von der Sprachwissenschaftlichen Forschung festgestellt. Dann aber schliesst diese aus einem solchen Grade der Culturentwicklung, aus diesem Bestande des bürgerlichen und staatlichen Lebens auch auf die Niedersetzung der Sprache in Schrift und Litteratur, die hier zuerst im geschriebenen Gesetz, in der Abfassung von Vorschriften für das gegenseitige Verhalten im gemeinsamen Zusammenleben erfolgt sein muss, bald aber auch die Auffassung des geistigen Lebens die herrschenden Ansichten und Gefühle über Gott und Welt in besonderen Schriften niedergelegt haben wird.

Denn dass die Semiten und Arier vor ihrer Trennung, vor ihrem Abzug aus der Urheimath schon geistige Erbgüter besassen, die sie als gemeinsame Fahne in die Fremde entführten, geht aus sämmtlichen diesen Völkern eignenden Sprachen hervor. Sie setzen alle schon das frühere Vorhandensein eines fertigen grammatischen Systems voraus, das ohne den Bestand einer schriftlichen

Litteratur nicht gedacht werden kann. Sie haben der gemeinsamen Wurzeln viele, sie enthüllen uns eine so überraschende Gleichheit religiöser Urgedanken und Mythen, dass hieraus sowohl ihr einstiger engerer Zusammenhang, wie auch die Bildungsstufe erkannt wird, welche alle diese Völker schon vor der Trennung erreicht hatten. Das spätere Auseinandergehen ihrer Sprachen aber und ihr eigenthümliches Wachsthum ist die Folge einer individuellen That, unberechenbar wie alles Freie und Persönliche nach seiner Natur und seinem Ursprung. Hervorragende Persönlichkeiten, geistig über die Masse des Volks stehende Männer müssen vorausgesetzt werden, die beider Sprachfamilien Entfaltung ihre Norm und Grundlage boten. Von ihnen aus beginnt dann das eigenthümliche Leben der semitischen und arischen Sprachen, und man erkennt in der Verwerthung der gemeinschaftlichen Wurzeln sowohl, wie auch in allen formalen Elementen eine solche Verschiedenheit, dass leicht einzusehen ist, wie hier von Hause aus gleich zwei ganz verschiedene Richtungen eingeschlagen sind. Beide entspringen zwar einem Quell, sind aber so grundverschieden in ihrem späteren Wesen, dass dieser Erscheinung nothwendig ein tiefeingreifendes Ereigniss zu Grunde liegt. Wahrscheinlich war dies ein religiöses Schisma, eine unversöhnliche und unvereinbare Meinungsverschiedenheit leitender Persönlichkeiten über Sachen des Glaubens, die ja überall am tiefsten in das Leben der Völker einschneiden und die schärfsten Gegensätze hervorrufen. Die den semitischen Völkern auf der einen und den arischen Völkern auf der andern Seite inwohnende eigenthümliche Geistesrichtung erklärt sich so wenigstens am besten. Denn wie sich bei den Semiten eine mehr subjektive Geistesrichtung kund giebt, so herrscht bei

den Ariern die objektive vor, und es liegt hierin auch schon die später von ihnen eingeschlagene ganz verschiedenartige Richtung in religiösen Dingen unzweifelhaft vorgezeichnet.

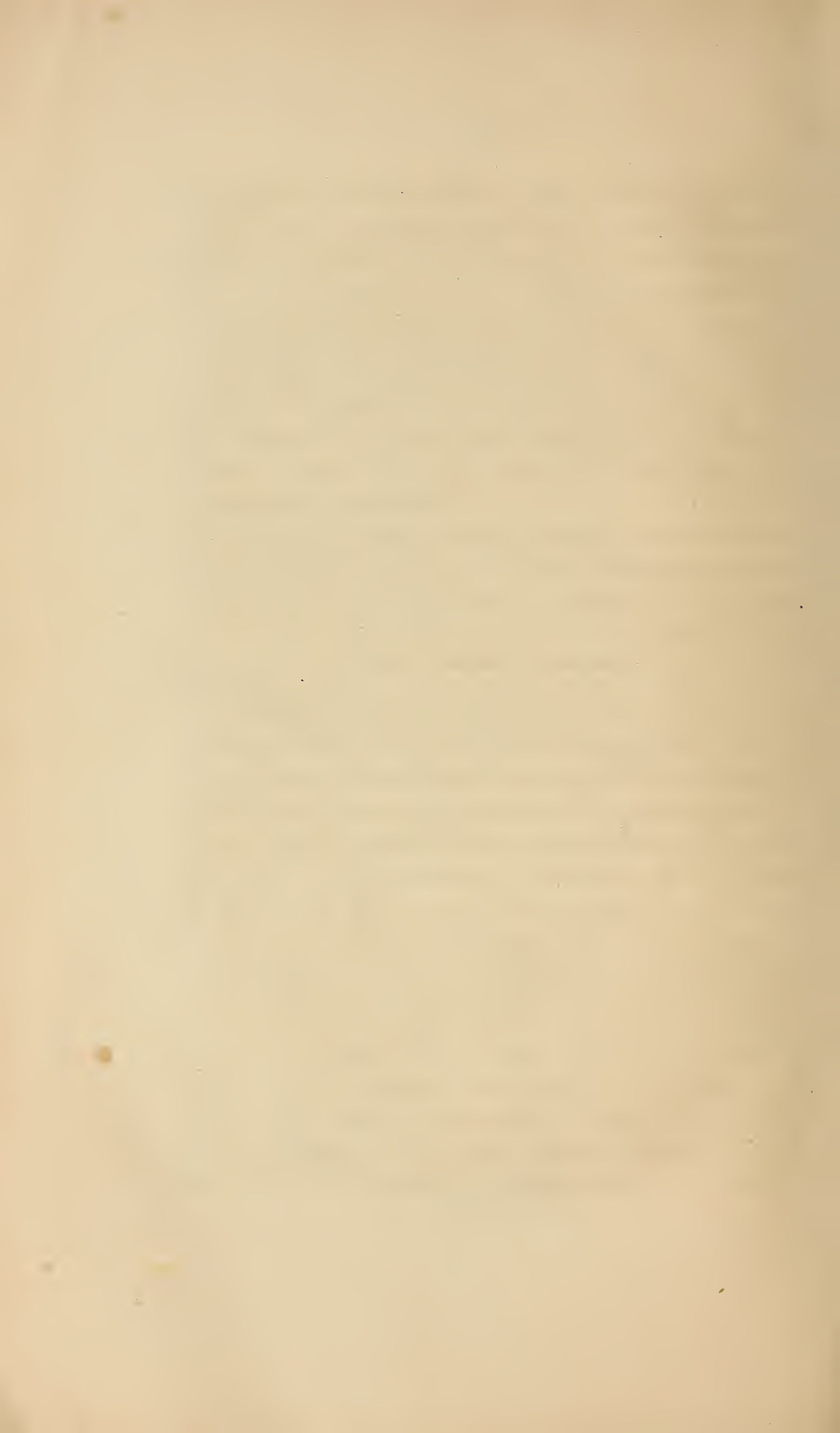
Sobald nun aber dieser unversöhnliche Gegensatz zur Trennung der Semiten und Arier führt, ziehen die Ersteren aus der Urheimath nach Südwesten ab, während die Letzteren noch längere Zeit in derselben verweilen. Den ersten Niederschlag des ursprünglichen Semitenthums zeigt uns Aegypten. Seine Sprache, in den ältesten Denkmalen der Kunst und Geschichte uns aufbewahrt, stammt aus einer Zeit, wo die Einflüsse des Turanischen noch nicht ganz überwunden, der Abstand vom Strom der arischen Sprachen noch minder gross ist. Später erfolgt erst die Trennung in die asiatischen Zweige. Zuerst die Gründung des Chaldäischen in Babylon und Assyrien; dann des Hebräischen und zuletzt die des Arabischen auf der Halbinsel zwischen dem persischen und erythräischen Meerbusen, von wo aus es sich nachher über einen grossen Theil des nördlichen Afrika verbreitet.

Von dem gemeinsamen Urstamm der Arier ziehen zuerst die Celten in westlicher Richtung ab. Ihre Sprache bewahrt noch einige Anklänge an das Aegyptische und haben sie sich demnach schon in sehr früher Zeit auf die Wanderung begeben. Die letzten Reste dieses einst so mächtigen Volks finden wir noch im westlichen Europa, bis wohin sie von den nachdrängenden Völkern vorgeschoben sind. Nach ihnen folgten die Thrazier, oder Illyrier und Armenier; dann die Pelasger, als Inbegriff der gemeinsamen vorgeschichtlichen Periode der Griechen und Italer; noch später die Slawen und Germanen, während zuletzt und vielleicht erst einige Jahrhunderte vor Salomo, die Reste der Arier in südlicher

Richtung nach Indien ziehen. Dieses letzte arische Volk hatte aber vor seinem Abzug aus der alten Heimath in seiner sprachlichen Entwicklung schon die höchste Stufe der Blüthe erreicht, wie die ältesten litterarischen Erzeugnisse des Sanskrit, die Vedahymnen beweisen, die überall noch die Erinnerungen an die uralte und erste Wiege des menschlichen Geschlechts bewahren. Dass aber das Sanskrit nur die ältere Schwester, und nicht die Mutter der griechischen, lateinischen und aller anderen arischen Sprachen ist, hat die Wissenschaft in neuerer Zeit festgestellt.

Vergegenwärtigen wir uns nun aber die Fortschritte der menschlichen Cultur, den ganzen Bildungsgang der menschheitlichen Entwicklung, so gewahren wir, dass diese nur in den Völkern mit Flexionssprachen ruht, nur von den Semiten und Ariern getragen wird. Das Religiöse offenbart und vollendet sich im Semitenthum, das Weltliche aber und menschliche Freie mehr in den arischen Völkern. Der Vollender des Religiösen, Christus, wird von den Semiten verworfen; ihr Erbtheil fällt den Ariern zu, die das Christenthum in sich aufnehmen, es mit philosophischem Geiste durchdringen und in der Geschichte weiter entwickeln. Mit ihnen und in ihren Sprachen verbreitet es sich über die ganze Erde. Und wie es die Schranken niederreisst, die Sitte und Vorurtheil aufgebaut zwischen Griechen und Barbaren, zwischen Juden und Heiden, zwischen Weissen und Farbigen; wie es uns lehrt, dass wir alle vor Gott gleich, alle Brüder in Christus sind, so lässt uns auch die Untersuchung des Sprachforschers ahnen, dass die Menschen Brüder sind, Brüder im einfachsten Sinne des Worts, Kinder desselben Vaters, was immer auch ihr Land, ihre Farbe, ihre Sprache, ihr Glaube sei.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.






LIBRARY OF CONGRESS
0 003 028 511 6